

RICHARD COLES
Der Tote in der Dorfkirche



GOLDMANN

Buch

Pfarrer Daniel Clement liebt die kleine beschauliche Dorfgemeinde von Champton. Seit acht Jahren lebt er zusammen mit seiner Mutter – der so furchtlosen wie temperamentvollen Audrey – und den Dackeln Cosmo und Hilda im alten Pfarrhaus. Doch mit dem Frieden ist es vorbei, als Daniel den Plan fasst, im Kirchengebäude eine Toilette zu installieren. Plötzlich ist das Dorf in zwei Lager gespalten, und im Verlauf der Streitigkeiten drängen lange gehütete Geheimnisse ans Licht. Als der Archivar des imposanten Adelssitzes Champton House tot in der Kirche aufgefunden wird, tut Daniel alles, um seine Schäfchen vor weiterem Unheil zu bewahren. Und dazu muss er einen Mörder fassen ...

Autor

Reverend Richard Coles studierte Theologie am King's College London und hat bereits mehrere Sachbücher verfasst, bevor er sich mit »Der Tote in der Dorfkirche« dem Krimigenre zuwandte. Er ist der einzige Pfarrer in Großbritannien, der einen Nr.-1-Hit vorweisen kann – als Mitglied des Popduos The Communards – und in Strictly Come Dancing auftrat. Der Autor war lange Jahre Gemeindepfarrer von St Mary the Virgin in Finedon in der Grafschaft Northamptonshire.

Mehr zu Reverend Richard Coles unter www.richardcoles.com

Richard Coles

Der Tote
in der Dorfkirche

Ein Fall für Pfarrer Daniel Clement

Aus dem Englischen
von Sibylle Schmidt

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
»Murder Before Evensong. A Canon Clement Mystery« bei Weidenfeld & Nicolson
an imprint of The Orion Publishing Group Ltd, London.
An Hachette UK Company

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des
Text- und Dataminings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2023

Copyright © der Originalausgabe

2022 by Richard Coles

All Rights reserved.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur GmbH, München

Umschlagmotiv:

Kirche: Getty Images / Digital Vision Vectors / youngID;

Hintergrund, Papier, Hund,

Blüten: FinePic®, München

Redaktion: Johanna Schwering

AB · Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-442-20650-6

www.goldmann-verlag.de

Gemeinde Champtom





Bushaltestelle

Braunstonbury Road

Royal Oak Pub

Schule

Pförtner-
häuschen

Postamt

Main Street

Haus von
Anthony Bowness

Haus von
Stella Harper

Für Lorna
(die immer die letzte Seite zuerst liest)

Erhelle unsere Dunkelheit, wir bitten dich, oh Herr;
und durch deine große Gnade bewahre uns
vor allen Fährnissen dieser Nacht.

Allgemeines Gebetbuch der
anglikanischen Kirche

1

Daniel Clement, seines Zeichens Pfarrer der Kirche St Mary's in Champton, blickte von der Kanzel auf seine Gemeinde hinab. Heute wollte er in seiner Predigt vom Vierten Buch Mose erzählen, in dem die Israeliten gegen Moses aufbegehren, weil er sie nicht ins Gelobte Land, sondern in die Wüste führt. Eine lehrreiche Geschichte, wie Daniel fand, und gewiss nicht nur für ihn, sondern auch für seine achtundfünfzig Vorgänger in dieser Gemeinde. Denn gelegentlich mussten nun einmal auch die Gläubigen mit ein wenig List zu etwas überredet werden.

Dem Propheten Moses war es gelungen, einen Aufstand zu verhindern, indem er auf einen Fels einschlug, aus dem daraufhin Wasser strömte. So konnte das erzürnte und erschöpfte Volk seinen Durst löschen. Daniel gedachte, eine ähnlich gewitzte Taktik bei seinen Schäfchen anzuwenden.

»Ebenso wie Moses und das entkräftete Volk Israel«, begann er, »müssen auch wir mit Hoffnung und Zuversicht in die Zukunft blicken und uns ihren Anforderungen in der Gegenwart stellen. So wie in Meriba Wasser aus dem Fels floss, auf den Moses geschlagen hatte, so soll auch in diesem Gotteshaus bald frisches Wasser strömen, und zwar in Form einer Spülung: Meine liebe Gemeinde, es ist dringend erforderlich, in unserer Kirche eine Toilette einbauen zu lassen.«

Ein aufgeregtes Raunen lief durch die Reihen, als sei bereits

jetzt im Gotteshaus Unsägliches durch einen Wasserschwall beseitigt worden.

St Mary's, ein erlesenes architektonisches Juwel des englischen Perpendikularstils, war vier Jahrhunderte lang ohne Abort ausgekommen. Nicht nur zahllose Einwohner von Champton hatten längere Gottesdienste als diesen ohne Malheur durchgestanden, sondern auch die Geistlichen – sogar die hochbetagten, auch wenn die Blase jenseits der neunzig nicht mehr ganz verlässlich war. Daniel hegte allerdings den Verdacht, dass er nicht der erste Gemeindevorsteher war, der die verborgene Ecke an der nördlichen Kirchhofmauer genutzt hatte, um sich zu erleichtern, wenn eine Braut sich verspätete.

Bis zum Abendmahl hatte sich der Aufruhr schließlich gelegt, und Daniel erwartete seine Schäfchen mit den geweihten Hostien auf der Altartreppe. Bis die ersten Gemeindeglieder vorne an der Kommunionbank eintrafen, dauerte es wie üblich länger als nötig. Wie in vielen Kirchen kamen auch hier in der Regel die hinteren Reihen zuerst nach vorne, da die vordersten Plätze den Alten und Gebrechlichen vorbehalten waren, weil sie dort besser sehen und hören konnten (sobald das schrille Pfeifen der Hörgeräte nachgelassen hatte).

»Kommet vertrauensvoll zu mir«, rief Daniel mit nicht ganz verhohlener Ungeduld, »um den Leib unseres Herrn Jesus Christus zu empfangen, den er für euch geopfert hat, und das Blut, das er für euch vergossen hat.«

Man hätte nun erwarten können, dass alle, die ewiges Leben begehrten, sich eiligst nach vorne begeben hätten, um die großzügige Gabe entgegenzunehmen. Der Chor stand zügig zur Speisung an und kehrte dann zum Gestühl zurück, um die Hymne zu singen. Doch in den Bänken rührte sich niemand, bis sich schließlich Lord de Floures erhob – Kirchenpatron, adliger Gutsherr,

Arbeitgeber und seltener Gast in der Kirche, den Daniel jedoch heute absichtlich einbestellt hatte. Bernard de Floures zwängte sich aus der Familienbank ganz vorne, die mit der Blumenrosette aus dem Wappen der de Floures verziert war, und bewegte sich etwas stockend Richtung Altar. Der Gutsherr trug seinen Sonntagsanzug aus Tweed (»altehrwürdig« wäre eine gnädige Vokabel dafür gewesen, fand Daniel, der sich immer fragte, ob der Anzug bereits die Leibesfülle von Bernards Vater umhüllt hatte). Jedoch nicht das Lebensalter von siebenundfünfzig Jahren sorgte für Bernards unsicheren Gang, sondern der Alkoholenuss des Vorabends, und als der Lord an der Familiengruft in der Kapelle vorüberkam, wo die steinernen Ahnen auf Sarkophagen seiner harhten, geriet er kurz ins Stolpern.

Margaret Porteous heftete sich augenblicklich an seine Fersen, weshalb es ihr flink gelang, Anthony Bowness zu überholen, Bernards Cousin, der kürzlich zum Archivar von Champton House ernannt worden war und nun hinter Bernard aus der Floures-Bank kam. Die flachen Slipper, die Margaret zu ihrem Tweed-Kostüm trug (das auch schon einiges erlebt hatte, aber nicht ganz so antik wirkte wie Bernards Anzug), waren ihr gewiss eine Hilfe dabei, zeitgleich mit dem Lord auf der Kommuniionsbank niederzuknien. Margaret gehörte nicht zur Familie de Floures, war aber zuständig für die Koordination der Freiwilligen, die während des Sommers Führungen durch Champton House anboten und den Touristen die Schätze und Schönheiten des Anwesens präsentierten. Durch diese vom Finanzamt abgesegnete Regelung für zusätzliche Einnahmen konnte Bernard einen gewissen Ausgleich zu den hohen Erbschaftssteuern herstellen, die er für das Gut berappen musste.

Jetzt standen weitere Dorfbewohner an und ließen sich auf der Bank nieder, und Daniel kam es vor, als stellten die Anwesenden

wie in einem Roman die gesamte Geschichte von Champton dar: Licht und Schatten, Macht und Machtlosigkeit, Glück und Unglück.

Norman Staveley in Cordhose und Blazer, als Mitglied des Gemeinderats immer sehr auf sein Ansehen bedacht, schritt betont eifrig nach vorne. Den Platz neben ihm auf der Bank nahm Katrina Gauchet ein, Rektorin der Grundschule, mitsamt ihren zwei Söhnen, aber ohne ihren atheistischen Gatten Hervé, der zu Hause den Brunch zubereitete (unter anderem eine Bloody Mary, die er sich zu Gemüte führte, wenn das Glockenläuten auf das nahende Ende des Gottesdiensts hinwies). Die beiden ledigen älteren Schwestern Dora und Kath Sharman in ihren steifen Sonntagskostümen zwängten sich neben den zappelnden Jungen auf die Bank.

Daniel schritt die Reihe ab und verteilte das Fleisch des Herrn.

»Christi Leib für dich ...«

»Amen.«

»Christi Leib für dich ...«

»Amen.«

»Christi Leib für dich ...«

»Danke schön«, sagte Norman höflich, als habe man ihm ein Canapé gereicht.

Die Organistin Jane Thwaite, Frau des ehemaligen Schuldirektors Ned Thwaite, stimmte die Hymne an. Es war ein schwungvolles Kirchenlied aus dem achtzehnten Jahrhundert, das Daniel immer heiter stimmte.

Und er war auch voller Zuversicht, während Stäubchen in den Strahlen der Frühlingssonne tanzten, die den Kirchenraum erleuchteten, und die Gläubigen geduldig Schlange standen, um das Abendmahl zu empfangen. Danach kehrten die meisten an ihren Platz zurück, einige hingegen verließen die Kirche zügig,

um die Begegnung mit Nachbarn – oder dem Pfarrer – zu vermeiden.

Nachdem das letzte Gebet gesprochen war, ging Daniel hinaus und nahm seinen üblichen Platz am Portal ein. Er blickte über den Kirchhof mit den verwitterten Grabsteinen, die ordentlich in Reih und Glied standen, damit der Küster den Rasen besser pflegen konnte. Hinter einem Graben befand sich der Park des Anwesens, der um 1790 von dem berühmten Landschaftsarchitekten Humphry Repton naturnah gestaltet worden war, wie es zum Ende dieses Jahrhunderts modern wurde. Damals hatte man auch den See angelegt und Follies erbaut, bizarre, zwecklose kleine Bauwerke, die dem romantischen Geschmack der Zeit entsprachen.

Bernard de Floures verließ die Kirche wie immer als Erster nach Daniel.

»Ist das Ihr Ernst, Daniel? Ein Klo?«, fragte Bernard. »Da haben Sie ja was losgetreten.«

»Ja, ist das nicht sonderbar? Was ist so schlimm an einem Klo?«, erwiderte Daniel.

»Pipi und Kacka. Daran möchte doch in einem Gotteshaus niemand erinnert werden«, antwortete Bernard. »Ich befürchte massiven Widerstand, offen gestanden. Kommen Sie doch heute Nachmittag zum Tee. Und bringen Sie die Frau Mama mit.«

»Sehr gern, danke«, erwiderte Daniel.

Margaret Porteous erschien wie üblich dicht in Bernards Gefolge. »Ein herrlicher Gottesdienst, Daniel«, bemerkte sie im Vorübergehen und beeilte sich, dem Lord auf den Fersen zu bleiben.

Dann kamen die Damen der örtlichen Blumengilde heraus, die für das florale Dekor der Kirche zuständig war: die streitbare Stella Harper und ihre rechte Hand Anne Dollinger. Beide trugen fast identische geblünte Kleider aus Mrs Harpers Boutique,

wirkten deshalb aber noch lange nicht wie das blühende Leben. Stella Harper war hager und kratzbürstig (Daniels Mutter Audrey hatte sie einmal als »miesepetrigte Artischocke« beschrieben), Anne Dollinger dagegen wuchtig und grobschlächtig (»ein Schlachterhund im Fummel«, hatte Audreys gnadenloses Urteil gelautet). Beide gehörten zum Inventar des Dorfes und ließen sich regelmäßig in der Kirche blicken, ohne jedoch Interesse an den Feinheiten des Gottesdienstes zu zeigen – sie hatten nur Blumen im Sinn. Deshalb kam es auch alljährlich während der Fastenzeit zu Debatten, weil Anne Dollinger sich weigerte, gemäß der religiösen Regeln auf Blumenschmuck zu verzichten.

Jedes Jahr behauptete sie von Neuem steif und fest, eine schlichte Hyazinthe sei kein Regelverstoß, worauf Daniel ihr alljährlich nicht minder hartnäckig widersprechen musste. Manchmal hatte er den Eindruck, dass St Mary's von diesen beiden Frauen nur als Ausstellungsfläche betrachtet wurde.

»Guten Morgen, Daniel«, sagte Stella kühl, wobei sie beinahe von den beiden Gauchet-Jungs überrannt wurde, die wie Torpedos auf den Kirchhof rasten, um angestaute Energie loszuwerden. »Diese ... Umbauten«, fügte Stella naserümpfend hinzu. »Steht schon fest, wann?«

»Nein. Vorerst ist es nur ein Vorschlag, über den der Kirchengemeinderat entscheiden muss. Was halten Sie denn davon?«

»Finde ich äußerst überflüssig. Und der Einbau wäre sicher technisch schwierig.«

»Da habe ich anderes gehört«, widersprach Daniel. »In vielen Kirchen wurde mittlerweile problemlos eine Toilette installiert. Es gäbe dann übrigens auch fließendes Wasser und ein *großes* Waschbecken. Wäre das nicht praktisch auch für die Blumen?«, fügte er listig hinzu.

»Darum geht es nicht. Sondern um die Geräusche, Daniel, die

Geräusche. Wer möchte denn bitte schön beim Gottesdienst eine *Klospülung* hören?«

»Niemand«, bekräftigte Anne Dollinger.

»Also, in meiner letzten Pfarrgemeinde gab es keinerlei Beschwerden, als eine Toilette eingebaut wurde«, sagte Daniel. »Ganz im Gegenteil – alle waren froh darüber.«

»*Dort* ist aber nicht *hier*«, erwiderte Stella.

»Sollen wir überall hinterherlaufen wie die Lemminge?«, fügte Anne bissig hinzu.

»Und wo soll sie überhaupt hin, in die Sakristei womöglich? Oder etwa in den Glockenturm?«, fragte Stella spitz.

»Hinten im Querschiff ist ausreichend Platz, Stella. Wir haben dort weit mehr Bänke als benötigt. Diesen Raum könnten wir ...«

»Wusste ich's doch!«, rief Stella entrüstet aus. »Was habt ihr Geistlichen nur immer gegen Kirchenbänke? Ich habe noch keinen Pfarrer kennengelernt, der nicht gerne Kleinholz aus ihnen gemacht hätte.«

»Und dabei sind sie doch ein historisches Vermächtnis«, warf Anne ein.

»Die meisten stammen vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts, sind also nicht gerade antik«, stellte Daniel klar. »Und vorher ist man ja auch jahrhundertlang ohne Bänke ausgekommen.«

»Aber wo haben die Leute dann *gesessen*?«, fragte Stella.

»Gar nicht. Die meisten jedenfalls. Nur für die Alten und Schwachen gab es Bänke an den Wänden.«

»Sie wollen also unsere wunderschönen Kirchenbänke abschaffen und uns bei der Abendandacht herumstehen lassen?«

»Nein, nein, nein. Nur ein paar Bänke ganz hinten könnte man entfernen«, antwortete Daniel in einem Tonfall, den er für

beschwichtigend hielt. »Und wie gesagt: Es ist ja vorerst noch gar nichts entschieden. Möchten Sie Kaffee?«

Anthony Bowness, der an diesem Tag mit den Sharman-Schwestern Getränkedienscht hatte, goss bereits eine dampfende Flüssigkeit in Styroporbecher. Immerhin eine Variante mit Henkel, damit sie etwas würdevoller wirkten.

Aber Stella hatte nicht die Absicht, sich ablenken zu lassen. »Damit Sie mich noch weiter beschwatzen und womöglich überreden können? Sie haben doch bestimmt längst alles im Alleingang entschieden. Warum hört *uns* nie jemand zu?«

»Ich höre Ihnen doch zu, Stella«, entgegnete Daniel. »Ich höre allen Menschen zu. Es ist wirklich nur ein Vorschlag. Sollte die Gemeinde dagegen sein, wird die Toilette nicht eingebaut.«

»Das ist ein Wort! Sie können nämlich gar nicht so mir nichts, dir nichts Kirchenbänke abschaffen. Das ist ein Fall für den Denkmalschutz!«

»Die Bänke sind bloß aus der viktorianischen Ära, Stella«, mischte sich jetzt Ned Thwaite ein, der zu ihnen getreten war. »Sie sind wirklich nichts Besonderes.«

»Besten Dank für die Belehrung, Ned«, versetzte Stella pikiert. »Aber ich unterhalte mich gerade mit dem Herrn Pfarrer.«

Ned, der selten ein Blatt vor den Mund nahm, erwiderte: »Ich bin im Kirchenrat, Stella, und der entscheidet über diese Angelegenheit. Wenn Sie ein Problem damit haben, dann lassen Sie den Pfarrer in Frieden und wenden Sie sich direkt an den Rat.«

Nach dieser Rede reckte er das Kinn vor und ließ demonstrativ den Schlüsselbund klirren, der mitsamt allerlei Handwerkszeug und Täschen von seinem Gürtel hing. Daniel wunderte sich immer, dass Neds Hose ihm nicht wegen des Gewichts in die Kniekehlen rutschte.

Die Ansprache verfehlte ihre Wirkung nicht. »Worauf du dich

verlassen kannst«, versetzte Stella. »Morgen findet übrigens das Jahrestreffen der Blumengilde statt. Und wir haben einen Punkt auf der Tagesordnung, der Ihnen ganz schön zu denken geben wird, Daniel.«

Bevor Stella sich zum Gehen wandte, warf sie dem Pfarrer noch einen Blick zu, der alles andere als liebenswürdig war, und Daniel verspürte eine unangenehme Vorahnung.

»Ich hab's Ihnen ja gesagt«, bemerkte Ned, nachdem die beiden abgezogen waren.

»Was denn?«

»Dass es wegen dem Klo einen Aufstand geben wird. Weil es nämlich eine *Veränderung* ist.«

2

Als Daniel zu Hause die Tür aufschloss, wurde er von seinen beiden Dackeln, Cosmo und Hilda, mit dem üblichen überschwänglichen Bellen begrüßt. Ob er nun eine Woche oder eine Viertelstunde weg gewesen war, spielte dabei keine Rolle.

Der Beruf des Pfarrers ist dem Wesen nach hundefreundlich. Pfarrer arbeiten von zu Hause aus. Landpfarrer haben für gewöhnlich einen Garten. Und an Dorfkirchen mit Amtsinhabern wie Daniel Clement wartet auf die vierbeinigen Geschöpfe Gottes am Portal grundsätzlich ein Wassernapf.

Daniel hatte allerdings auch ein etwas schnöderes Motiv für die Liebe zu seinen Hunden: Ihr erbostes Gebell, schon beim geringsten Anzeichen für unangekündigten Besuch, diente als wirksame Vorwarnung. Wenn man von Berufs wegen jederzeit ansprechbar sein musste, war das ungeheuer nützlich. Und wenn Daniel mit den beiden Dackeln spazieren ging, fand er es wiederum praktisch, dass sie sowohl Anlass für Gespräche mit Dorfbewohnern geben als auch ihm selbige vom Hals halten konnten.

Am meisten schätzte Daniel an Hunden jedoch ihre komplette Gleichgültigkeit gegenüber menschlichen Mängeln und Eitelkeiten sowie ihre bedingungslose Zuneigung. Deshalb konnte er gut verstehen, dass die Queen sich mit Corgis umgab: Die Hunde liebten ihr Frauchen ohne jegliche Unterwürfigkeit.

Als Daniel das Haus betrat, piff er lautstark eine Melodie, mit

der er seiner Mutter ankündigte, dass er im Anmarsch war. Audrey Clements Umzug ins Pfarrhaus hatte neue Regeln im Haushalt zur Folge gehabt, die jedoch teilweise ebenso widersprüchlich und dehnbar waren wie die Gesetze der britischen Verfassung. Zum Beispiel hätte Audrey jederzeit behauptet, dass sie Pfeifen als vulgär verabscheue. Aus unerfindlichen Gründen konnte sie selbst jedoch so kraftvoll pfeifen wie ein Rohrspatz und antwortete jetzt mit einer schwungvollen Tonfolge, die besagte: »Ich bin auch da.«

Audrey wäre jedoch ohnehin schwer zu übersehen gewesen. Sie war seit jeher eine energische Persönlichkeit, aber mit dem Alter und dem Schwinden ihrer körperlichen Kräfte nahm ihre Willensstärke eher noch zu. Manchmal fand Daniel, seine Mutter habe Ähnlichkeit mit Papst Pius IX., der seinerzeit auf den Verlust seiner weltlichen Macht reagiert hatte, indem er sich für unfehlbar erklärt und im Vatikanpalast verschanzt hatte.

Daniel bückte sich, um den Hunden die Ohren zu kraulen. Dann legte er die Schlüssel in die Kommodenschublade und begab sich ins Wohnzimmer, das mittlerweile zum Hauptraum seiner Mutter geworden war. Es war das hellste Zimmer des Hauses, und seit Audreys Sehkraft nachließ, war sie ganz versessen auf Licht. Als Daniel noch allein im Haus gewesen war, hatte er wie alle Junggesellen seine Marotten und Eigenheiten gehabt und sich vorwiegend in seinem Studierzimmer aufgehalten. Seit der Ankunft seiner Mutter leistete er ihr meist im Wohnzimmer Gesellschaft, das überdies den Vorteil hatte, behaglicher und besser beheizbar zu sein als alle anderen Räume. Offizielle Besucher wurden im Salon empfangen.

»Hallo, Liebling«, sagte Audrey und hielt ihrem Sohn die Wangen zum Kuss hin. Aus dem betagten Fünzfzigerjahre-Radio schallte ein schottisches Kirchenlied.

»Nanu, gibt's heute nicht deine Lieblingssendung?«, fragte Daniel erstaunt. »So etwas läuft doch da sonst nicht ...«

Audrey hörte mit Vorliebe einen Radioklassiker, bei dem seit 1942 Prominente pro Sendung acht Schallplatten vorstellten, die sie auf eine einsame Insel mitnehmen würden.

»Doch, doch. Vorher kam Edith Piaf.«

»Ach so. Möchtest du Kaffee?« Daniel marschierte Richtung Küche, ohne die Antwort abzuwarten, da er sie ohnehin bereits kannte.

Seine Mutter hatte vor Kurzem den koffeinfreien Kaffee für sich entdeckt und bestand nun stets darauf, da sie ihn als Garanten für ruhigen, erholsamen Schlaf betrachtete. Daniel selbst war allerdings nicht bereit, auf seinen morgendlichen Muntermacher zu verzichten. Deshalb standen neuerdings neben zwei Presskannen zwei Schraubgläser mit Kaffee, die er manchmal verwechselte, ohne dass er oder seine Mutter anschließend einen Unterschied bemerkte. Was wohl darauf hinwies, dass die Wirkung von Koffein manchmal auch Einbildung sein konnte.

»Und Kekse!«, rief Audrey ihm nach.

Als der Kaffee eingeschenkt war, nahm Daniel die grüne Blechdose vom Regal, in der die Kekse aufbewahrt wurden. Der Deckel passte noch immer, obwohl die Dose fünfzig Jahre alt und mittlerweile ziemlich verbeult war. Auch die aufgemalten einstmals gelben Rosen verblassten zusehends. Dennoch kam Daniel zum ersten Mal der Gedanke, dass die runde Dose mit dem verschnörkelten Blumenmuster vortrefflich in den Pfarrsprengel der Familie de Floures passte.

Diese Blechdose war Daniel so heilig wie eine Reliquie, obwohl nicht etwa die Knochen eines unbeschuheten Karmeliters, sondern lediglich schlichte Schokoladenkekse darin aufbewahrt wurden. Sie stammte nämlich aus seiner Kindheit, und Daniel hatte sie

nach dem Tod seines Vaters aus dem Elternhaus mitgenommen. Seine Eltern hatten sie zur Hochzeit geschenkt bekommen, und so enthielt diese Dose nicht nur Kekse, sondern auch wohlthuende Erinnerungen – wie die berühmten Madeleines für den Schriftsteller Marcel Proust.

Den Hunden war das Rasseln der süßen Happen in der Blechdose natürlich nicht entgangen, und jetzt hörte Daniel, wie in der Diele das Klacken der Krallen auf den Steinplatten immer lauter wurde, bis Hilda und Cosmo schließlich zur Tür hereinspratzten. Dann vollführten die beiden zu seinen Füßen eine Vollbremsung und blickten wild schwanzwedelnd hoffnungsvoll zu ihm auf.

Der Sonntagstee in Champton House am Nachmittag geriet durchaus nicht so opulent, wie Audrey sich das gewünscht hätte. Der Teller mit Petit Fours aus der Packung und der Früchtekuchen, der nach Kantine schmeckte, wirkten äußerst schäbig in der Bibliothek des hochherrschaftlichen Anwesens, das sich seit dem fünfzehnten Jahrhundert im Besitz der Familie de Floures befand. Die Bibliothek war ein Anbau aus der georgianischen Zeit, in der ein Edelmann für gehobeneren Wohnkomfort hatte sorgen wollen, als seine Vorfahren ihn für notwendig erachtet hatten. Der älteste Teil des Gebäudes, das mittelalterliche Gutshaus mit Kapelle, war in etwa so behaglich wie ein Kloster. Das angrenzende Tudorhaus mit seiner im siebzehnten Jahrhundert hinzugefügten prachtvollen Barockfassade verwies dagegen mit Pomp und Gloria auf den zunehmenden Reichtum der Familie. Doch wirklich komfortabel gewohnt hatte man in Champton House sicher erst hundert Jahre später, als Bibliothek, Ballsaal und ein großes Wohnzimmer hinzugefügt wurden. Und den letzten Schliff hatte das Anwesen dann im neunzehnten Jahrhundert erhalten, als

neben Herrenzimmer, Billardsaal und Salon auch etliche Gästezimmer ergänzt wurden, sodass auf dem Gut rauschende Feste gefeiert werden konnten.

Aus der Bibliothek hatte man einen herrlichen Blick auf den Park, und Audrey genoss wie immer die Aussicht auf die alten Kastanien, Zypressen und Eichen. Weiter hinten weideten Schafe, und am See grasten Rehe vor dem silbrig glitzernden Wasser. Lediglich ein flauschiges weißes Wesen namens Jove störte das Bild, weil die Hauskatze nicht wie gewöhnlich auf der Treppe zur Bibliothek schlief, sondern ungeduldig mit der Pfote ans Fenster schlug, als habe sie Appetit auf die Rehe.

Bernard, der sich neben der Anrichte mit Daniel und Anthony Bowness unterhielt, trat jetzt zu Audrey.

»Noch Tee?«, fragte er, die tröpfelnde Edelstahlkanne im Anschlag.

»Gerne, danke.« Audrey versuchte, den schiefen Strahl mit der Tasse aufzufangen. Zu gerne hätte sie die Marke des Porzellans gekannt, aber jetzt war es wohl zu spät, die Tasse umzudrehen. Als sie nach ihrem Umzug zum ersten Mal mit ihrem Sohn bei den de Floures zum Lunch gewesen waren, hatte sie in dieser Hinsicht bereits die erste Enttäuschung verkraften müssen: Die Familie behandelte ihr edles Geschirr schlicht als Nutzgegenstand, wohingegen Audrey ihr Service verehrte und sorgsam pflegte.

Auch die zahlreichen Ölgemälde an den Wänden wirkten so beliebig arrangiert, als seien die Porträtierten – mit den typischen roten Haaren und blauen Augen der Familie de Floures – allesamt längst bedeutungslos geworden.

Und weitere Enttäuschungen ließen bei jenem ersten Besuch nicht lange auf sich warten: Als Audrey Bernard formvollendet mit seinem Titel begrüßte, sprach er sie einfach mit ihrem Vornamen an, ohne sich aber mit seinem vorzustellen. Deshalb wusste

Audrey vier Jahre später immer noch nicht genau, wie sie ihn ansprechen sollte, und tat es aus diesem Grund lieber gar nicht.

Ihr Sohn war viel unbefangener und bewegte sich völlig ungeübt in dieser gehobenen Gesellschaftsschicht, aus der er wahrlich nicht stammte. Titel und Ränge schienen ihm gleichgültig zu sein, was Audrey auf seinen Beruf zurückführte, denn als Kind hatte er sich – von ihr dazu erzogen – stets angestrengt um tadellose Manieren bemüht.

Im Umgang mit der nächsten Generation, den Kindern aus Bernards zweiter Ehe, hatte auch Audrey zum Glück keine Mühe. Darum freute sie sich, als sich Bernards Tochter Honoria zu ihr setzte. Sie trug einen rosa Kaschmirpulli und eine hautenge Jeans, wohl eine dieser neumodischen »Designerjeans«, wie Audrey mutmaßte.

»Was halten Sie von diesem Toilettenzirkus, Audrey?«, erkundigte sich Honoria.

»Ach, die Aufregung legt sich bestimmt bald, sobald das Ding eingebaut ist«, antwortete Audrey. »Dann werden sicher alle dankbar dafür sein, und das ganze Theater ist vergessen, meinen Sie nicht auch?«

»Ja, kann sein.« Honoria strich sich eine Haarsträhne hinter das Ohr. Sie war eine hübsche junge Frau, und Audrey fand, dass die Farbe ihres Pullovers ihr zu den roten Haaren gut zu Gesicht stand.

»Aber irgendwas passt doch nicht richtig zusammen bei dem Thema Kirche und Klo, oder?«, fragte Honoria weiter.

»Na, warten Sie nur ab, bis Sie so alt sind wie ich.«

»Wussten Sie«, fuhr Honoria unbeirrt fort, »dass es hier im Haus zu Zeiten meines Urgroßvaters nur zwei Toiletten gab? Jede Menge Schlafräume, wenn man die Kammern im Dachboden dazurechnet, da mussten sich dann bestimmt zwanzig Leute ein Klo

teilen.« Sie schüttelte ungläubig den Kopf. »Und Anthony hat mir erzählt, dass früher im Dorf für die Bewohner von zwölf Cottages nur ein einziges Außenklo existierte, können Sie sich das vorstellen? Das hat er im Archiv in Protokollen von einem Gremium entdeckt, das sich ›Abort-Rat‹ nannte.«

»Doch, das kann ich mir durchaus vorstellen«, erwiderte Audrey. »Weil ich mich nämlich als Kind auch noch mit Schüssel und Wasserkrug waschen musste. In meinem Schlafsaal im Internat waren bei jedem Wetter die Fenster geöffnet, und im Winter hatten wir Eisblumen an den Scheiben. Versuchen Sie mal, sich bei solchen Temperaturen zu waschen. Ich weiß noch, wie ich einmal nachts pinkeln musste und die Vorstellung von dem eiskalten Klosett so schlimm fand, dass ich lieber die Waschschüssel benutzt habe ...«

Honorias lachte. »Fände ich furchtbar, das Badezimmer mit so vielen Leuten teilen zu müssen. Ich brauche unbedingt mein eigenes.«

Sie wohnte in London und besserte die Unterstützung von zu Hause durch einen Job als Beraterin für ein Luxushotel auf. Deshalb konnte sie sich schon in jungen Jahren gehobene Ansprüche erlauben.

Honorias jüngerer Bruder Alex gesellte sich jetzt auch zu ihnen. Er war groß und schlank und hatte ebenfalls das typische dunkelrote Haar und die blauen Augen der de Floures. Seine Gesichtszüge allerdings waren weniger vorteilhaft geraten als die seiner Schwester: Er hatte den froischähnlichen Ausdruck der englischen Aristokratie, wenngleich sein Kleidungsstil eher alternativ als konservativ war.

Offiziell teilte sich Alex mit seiner Schwester die Wohnung in London, aber seit er sein Studium an der Kunstakademie desillusioniert abgebrochen hatte, hielt er sich häufiger in Champton

auf, weil er hier mehr »künstlerische Möglichkeiten« habe, wie er sagte. Er hatte sich einer radikalen Kunstbewegung angeschlossen, deren anarchischen Ansatz er unwiderstehlich fand. An diesem Tag trug Alex ein T-Shirt, auf dem zwei Cowboys im Gespräch abgebildet waren, beide unterhalb der Hüfte nackt. Audrey entging nicht, dass es sich bei den Revolvern der beiden um deren Genitalien handelte.

»Du liebe Güte«, bemerkte sie, »ganz andere Sitten heutzutage im Wilden Westen!«

Alex, der ansonsten gerne den Provokateur spielte, lief jetzt erstaunlicherweise rot an und wechselte hastig das Thema. »Wie geht's den Hunden?«, fragte er. »Habt ihr sie mitgebracht?«

»Nein, wir haben sie zu Hause gelassen«, antwortete Audrey. »In der Nähe von Antiquitäten sind sie immer ein Risiko.«

Sie erinnerte sich mit Schauern daran, wie Cosmo hier einmal auf einem wertvollen alten Perserteppich das Bein gehoben hatte.

»Ja, Antiquitäten sind echt belastend«, erwiderte Alex. »Was glauben Sie, wie viele Ming-Vasen wir im Laufe der Zeit zertrümmert haben.« Er warf seiner Schwester einen Blick zu.

Audrey lächelte. Über Alex' Schulter sah sie ihren Sohn im Gespräch mit Anthony und Bernard und ahnte, dass sich die drei auch über Porzellan unterhielten, wenn auch von einer ganz anderen Sorte.

»Entschuldigen Sie mich bitte«, sagte sie, »ich muss mal mit Ihrem Vater reden.«

»Kein Problem.«

Audrey wanderte mit ihrer Teetasse zu den drei Männern hinüber.

»Noch ein Tässchen, Audrey?«, fragte Bernard. »Ich hoffe, der Tee ist nicht schon zu stark ...«